Das Recht zu leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Wolff, Ludwig**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 29

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645276

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

unheimliches donnerndes Getöse hinein. Seit mehr als einer Stunde stürzt der Regen vom Himmel. Immer blasser leuchten die Blitze, immer spärlicher krachen die Donnerschläge — das Wetter hat sich ausgetobt.

Jubel bricht aus auf dem Niesen. Im Süden hat sich ein goldenes Tor aufgetan voll blendender Pracht. Die Sonne blickt glorreich über das herrliche Blümlisalpmassiv und das obere Kandertal mit Blausee und Kandersteg. Und die Alpweiden am Niesen und ob Frutigen strahlen auf in frischem, glänzendem Grün; all die goldgelben Sennhütten stehen wie funkelneues Kinderspielzeug lachend in der grünen Herrlichkeit, und die Kühe verlassen den Schutz der Dächer; weiß-rot leuchtend wandern sie auf die Weiden hinaus und bieten, durch das Fernrohr gesehen, ein wundersames, friedliches Bild.

Gegen das Kiental, Bundalp und Griesalp zu spannt sich nun noch ein glänzender Regenbogen. Die sieben Farben brennen herab von der blauschwarzen Wetterwand, aus der hin und wieder noch matte Blitze zucken und der Donner verhallend rollt. Breithorn und Tschingelhorn stehen wie verklärt in dieser überirdischen Umrahmung. Weißen Flaumfedern gleich, schweben die Nebel aus dem Kiental und Spiggengrund empor, aber sie erreichen den Triumphbogen nicht, sondern lösen sich spielend von der Gewitterwand. Ein zweiter Regenbogen hat sich über den ersten gebildet; seine Farben sind matter, dafür aber steigt er noch viel höher und spannt seine zarten Kreise in alle Weite. Wie Gespenster in weißen Leichenhemden klettern nun überall die phantastischen Nebel an den Bergwänden hinauf und immer ferner rollt der Donner. Seegrüne Streifen durchziehen das Blau. Zu unsern Häuptern sind Rotgelb, Weiß Purpur, Tiefblau und Violett wunderbar gemischt. Fern gegen die Schreckhörner und Eiger, Mönch und Jungfrau breiten sich zwei glänzende Bänder aus, ein blutrotes und ein goldenes; unter ihnen schimmern die Berge in unwahrscheinlichem violettem Duft. Die Sonne zieht sich gegen den Jura zu langsam zur Rüste, und ich wandere über den Grat zurück zum Kulm und zu den Menschen.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

16. Fortsetzung.

26. Kapitel.

„Wie gefällt dir die Baronin Hollbruch?" fragte Heliopoulos lächelnd.

Marbarak gab keine Antwort. „Aber einen guten Geschmack hat der Bursche, das muß man ihm lassen. Er hat ein hübsches Kind für die Rolle engagiert."

„Möglich, daß sie die Baronin Hollbruch ist."

Heliopoulos sah seinen Sozius erstaunt an.

„Aber die wirkliche Baronin ist doch in Lugano bei ihrem Mann. Hast du nicht gehört, was Lombardi gemeldet hat?" „Vielleicht seine Freundin."

Heliopoulos schüttelte den Kopf.

„Sehr unwahrscheinlich. So schnell findet man keine Freundin, die man als seine Frau ausgeben kann. Ein deutscher Baron ist anspruchsvoll. Nein, Marbarak, das stimmt nicht." Er überlegte. „Aber wenn du recht hast, dann ist das Ganze eine abgekartete Sache zwischen Ali und dem Baron. Dann haben sie das Geld geteilt."

„Ali teilt nicht."

Heliopoulos zuckte mit den Achseln.

„Aber es ist ja egal. Ruf' den Burschen herein."

Marbarak drückte auf den Knopf.

Keridan trat ein und sagte mit einer Sicherheit, der er selber mißtraute:

„Ich hoffe, daß Sie mir jetzt glauben werden, was ich Ihnen erzählt habe."

Der Syrier rührte sich nicht. Heliopoulos antwortete lächelnd:

„Deine Zeugin ist so hübsch, daß man dir glauben muß."

Keridan sagte zögernd:

„Ich danke Ihnen, Heliopoulos."

„Nichts zu danken, mein guter Junge. Es bleibt immer noch die Frage offen: Wie kommen wir zu unserem Geld? Du wirst doch einsehen, daß wir nicht auf das Geld verzichten werden, nur weil du mit einer schönen Frau anrückst. Wie stellst du dir die Sache eigentlich vor?" Keridan schwieg verbittert. „Welche Vorschläge willst du uns machen?"

„Ich habe keine Vorschläge zu machen."

„Schön, dann wollen wir dir Vorschläge machen." Er zündete umständlich eine Zigarette an. „Vor allem bleibt die Baronin Hollbruch jetzt bei uns als Pfand zurück."

Keridan machte eine jähe Bewegung, als wollte er sich auf Heliopoulos stürzen, und rief außer sich:

„Das ist ausgeschlossen!"

„Sieh mal an! Warum ist das ausgeschlossen?"

„Die Baronin ist eine Dame."

„Daß sie kein Mann ist, habe ich schon festgestellt. Also das Pfand bleibt hier. Das ist doch das Allermindeste, was wir verlangen können. Vielleicht überlegt sich dein Baron die Sache und bringt uns das Geld zurück. Dann kann er sich seine Frau wieder mitnehmen."

Keridan wehrte sich mit allen Kräften, obwohl er wußte, daß sein Kampf aussichtslos war.

„Die Baronin hat mir gebürgt, aber nicht Ihnen. Ich kann sie nicht zwingen, hierzubleiben."

„Zwang ist nicht notwendig. Die Baronin wird mit beiden Händchen zugreifen, wenn du ihr erzählen wirst, daß sie als meine Privatsekretärin engagiert ist."

„Ersparen Sie mir das, Heliopoulos!" bat Keridan.

„Wenn dir so viel an der Baronin liegt, so zahle doch das Geld zurück, dann kannst du dir die Dame behalten."

Keridan sah hilfesuchend den Syrier an, der mit einem Papiermesser spielte.

„Pfand bleibt hier", entschied Marbarak.

Keridan schien seinen Widerstand aufgegeben zu haben, denn er sagte nichts mehr und blickte zu Boden.

„Also Punkt 1 ist einstimmig angenommen", erklärte Heliopoulos fröhlich. „Du bringst die Baronin heute nachmittag in mein Haus. Wenn ich dir einen guten Rat geben darf, so mache keine Dummheiten. Hast du mich verstanden? "

Keridan nickte.

„Schön. Sehen wir weiter. In welcher Weise willst du das Geld zurückzahlen?"

„Ich soll zurückzahlen?"

„Es ist doch klar, daß du für das Geld hastest."

„Nein", antwortete Keridan entschlossen, „das ist ein Betriebsunfall, für den ich nicht hafte. Wenn ein Wagen beschlagnahmt wird, muß ihn etwa der Chauffeur ersetzen? Das ist lächerlich."

„Du wirst bezahlen, mein guter Junge", sagte Heliopoulos drohend. „Da hilft dir nichts. Es handelt sich nur darum, wie du bezahlen willst."

Keridan lächelte höhnisch.

„Darüber brauchen Sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen, Heliopoulos. Ich werde nicht bezahlen. Vor allem deswegen nicht, weil ich kein Geld habe."

„Was hast du denn mit deinem Geld angefangen?"

„Das geht Sie nichts an. Ich kann mit meinem Geld machen, was ich will."

Heliopoulos wendete sich an Marbarak.

„Du hast recht, Herr Keridan ist talentlos."

Keridan setzte sich in einen Klubsessel und kreuzte die Beine.

„Da du kein Geld hast, mein armer Junge, so wirst du uns vorläufig deine Villa in Dahlem abtreten."

„Kann ich nicht."

„Warum nicht?"

„Weil die Villa meiner Schwester gehört. Wenn Sie die Villa haben wollen, müssen Sie sich an Mira wenden."

„Ich glaube dir kein Wort, Ali. Du bist der größte Lügner, der auf Gottes Erde lebt."

Keridan lachte dem Griechen ins Gesicht.

„Fragen Sie doch Mira. Mira lügt nicht."

Heliopoulos ging schweigend im Zimmer auf und ab.

Marbarak sah Keridan an und sagte, als spräche er eine Prophezeiung aus:

„Sie werden bezahlen, Keridan."

Keridan zuckte mit den Achseln, dann sagte er nachlässig:

„Noch etwas? Oder kann ich gehen?"

Heliopoulos kam auf ihn zu.

„Ja, es gibt noch etwas." Er machte eine kleine Pause, als wollte er die Wollust des Verwundens verlängern. „Die Berliner Fabrik wird geschlossen."

Der Stoß traf Keridan mitten ins Herz.

„Warum?" Seine Lippen zitterten.

„Darum."

Keridan sprang auf und suchte den Blick des Syriers.

„Das ist doch Wahnsinn, Herr Marbarak. Warum soll die Fabrik zugesperrt werden? Sie ist aktiv. Sie bringt Geld ein. Wir haben im vergangenen Jahr 120 000 Mark rein verdient."

„Wir verzichten auf diese Einnahme", erklärte Heliopoulos.

„Ist das auch Ihre Meinung, Herr Marbarak?"

„Auch meine Meinung."

Keridan sah mit den Augen eines gehetzten Tieres auf die beiden Männer, die stärker waren als er. Gab es keinen Ausweg mehr?

„Was geschieht mit der Fabrik?"

„Sie wird verkauft. Du wirst einen Käufer besorgen."

„Man kann jetzt keine Fabrik zu einem halbwegs anständigen Preis verkaufen."

Heliopoulos wurde immer sicherer, je leidenschaftlicher Keridan um die Fabrik kämpfte.

„Das interessiert uns nicht. Wir haben so viel verloren, daß es uns darauf nicht mehr ankommt. Die Fabrik wird innerhalb eines Monats verkauft."

„Aber das ist doch unmöglich", stammelte Keridan mit einer keuchenden Stimme, als wäre er stundenlang gelaufen.

„Warum unmöglich? Wenn du keinen Käufer findest, so werden wir einen finden. Verlaß dich darauf."

„Was soll mit den Waren geschehen, die in der Fabrik lagern?"

Heliopoulos lächelte schadenfroh.

„Die Waren kommen nach deiner Villa, mein guter Junge."

„In der Villa ist nicht Platz genug."

„Wir werden Platz machen."

Keridan begriff, daß es sinnlos war, hier in diesem Zimmer etwas erreichen zu wollen, und überließ seinen Gegnern die Genugtuung eines vollkommenen Sieges. Er befolgte die Taktik des Zurückweichens und gab die Fabrik auf.

„Also Punkt 3 ist einstimmig angenommen", sagte Heliopoulos triumphierend. „Wir haben deinen Buchhalter Steinmetz bereits angewiesen, allen Angestellten zu kündigen."

Keridan wußte genau, daß der Grieche jetzt log, aber er widersprach nicht mehr.

„Bitte. Ich begreife zwar nicht, warum Sie die Fabrik schließen, aber das ist Ihre Sache. Haben Sie sonst noch irgendwelche Aufträge für mich?"

„Ich wiederhole. Du bringst heute nachmittag die Baronin zu mir. Dann kannst du sofort nach Berlin zurückfahren und die Stillegung der Fabrik überwachen. Nach dem Verkauf der Fabrik, der in kürzester Zeit erfolgen muß, wirst du im Außendienst tätig sein."

Um keinen Argwohn zu erregen, wehrte sich Keridan gegen diese Entscheidung.

„Ich eigne mich nicht für den Außendienst."

„Du wirst dich eignen, mein Junge. Du wirst nach Düsseldorf gehen und den Posten Hagenauers übernehmen."

„Was geschieht mit Hagenauer?"

„Das geht dich zwar nichts an, aber da du so neugierig bist, will ich es dir sagen. Hagenauer kommt nach Wien."

„Schön. Das ist jetzt alles?"

„Ja, mein Junge."

Keridan grüßte und ging zur Tür.

Nachdem er das Zimmer verlassen hatte, sagte Heliopoulos ärgerlich:

„Ich verstehe alles, aber warum Keridan sein Geld in die Fabrik gesteckt und die Bilanzen zu unseren Gunsten gefälscht hat, das verstehe ich nicht."

„Wird seinen Grund haben", antwortete Marbarak gleichmütig.

27. Kapitel.

Dieten erschrak, als sie das verzerrte Gesicht Keridans erblickte. Er sah so alt und müde aus, daß sie Mitleid mit ihm hatte.

„Wir können gehen", sagte er mit einer klanglosen Stimme.

Sie stiegen in die Droschke ein, die gewartet hatte, und fuhren nach Paris zurück.

„Hatten Sie großen Aerger?" fragte Dieten nach einer Weile.

„Ja. Danke. Man hat mir die Schlinge um den Hals gelegt."

Er starrte zum Fenster hinaus und vermied es, Dieten anzublicken, die zu schweigen beschloß. Sie wurde während dieser Fahrt so nüchtern und hellsichtig, wie ein Mensch, der aus einem schweren Traum gerissen wird und in die Wirklichkeit zurückkehrt.

Als sie das Hotel erreicht hatten, in dem sie abgestiegen waren, fragte Dieten: „Was geschieht jetzt?"

„Ich muß erst ein wenig nachdenken." Er hatte die glasigen Augen eines betrunkenen Mannes. „Speisen Sie vielleicht in Ihrem Zimmer. Ich komme in einer Stunde zu Ihnen."

Sie nickte ihm zu und ging zum Lift.

Als sie in ihrem Zimmer war, bestellte sie Tee und überließ sich ihren Gedanken, die wie Sturzwellen gegen sie losstürmten. Die Art, in der Keridan von dem Sekretär behandelt worden war, hatte das erste Unbehagen in ihr ausgelöst. Dann war es die spießgesellenhafte Kameradschaftlichkeit des Oesterreichers gewesen, von der sie irritiert worden war. Als sie Heliopoulos und Marbarak kennengelernt hatte, war ihr Argwohn erwacht. Daß sich Keridan, der stolze Keridan, das Benehmen des Herrn Heliopoulos gefallen ließ, hatte ihren Verdacht bestätigt. Diese drei Männer waren niemals ehrbare Kaufleute, die sich über eine durch das Verschulden eines Vierten gescheiterte Zahlung einigen wollten. Als Dieten zu dieser Erkenntnis gekommen war, erschien ihr die romantische Rolle, in die sie sich hineingespielt hatte, mit einemmal lächerlich. Daß sie als opferbereite Märtyrerin durch die Welt reiste, war so grotesk, daß sie in dieser Stunde der Selbstbesinnung vor Scham errötete. Ihr allererster Instinkt, der sie Peter zu seiner Tat verleiten ließ, war richtig gewesen. Alles, was sie nachher, vielleicht unter dem Einfluß Keridans, vielleicht von ihren eigenen Gefühlen irregeführt, getan hatte, war falsch und verlogen gewesen.

Dann kam die Reue, die wie ein langsam wirkendes Gift durch ihre Adern strömte und ihr zum Bewußtsein brachte, daß sie sich selber um einer heroischen Pose willen aus dem Paradies verjagt hatte. Sie erinnerte sich beschämt aller Worte, die zwischen ihr und Peter in dem Zürcher Gasthof gesprochen worden waren. Wie kläglich und jammervoll mußte sie mit ihrer Forderung ihrem Mann erschienen sein, der sie niemals verstehen

konnte und anzunehmen gezwungen war, daß sie sich in Keridan verliebt hatte. Welche Hölle von Mißverständnissen! Aber Reue kam immer zu spät.

War es wirklich zu spät? Konnte man nicht zu Peter fahren und ihm erklären: „Ich habe mich geirrt, Peterlein. Du hast recht. Verzeih' mir!" War das ganz und gar unmöglich? Würde er sie nicht mit offenen Armen empfangen und an sein Herz drücken?

Je länger sie darüber nachdachte, desto einfacher erschien es ihr, noch heute abend zu ihrem Mann nach Zürich zurückzukehren. Der Gedanke wurde zum Entschluß, der sie allen Selbstquälereien entriß. Es war die natürlichste Sache von der Welt, Zuflucht bei dem Mann zu suchen, mit dem man so lange durch Glück und Elend verbunden war.

Keridan saß unterdessen in einer Ecke der Hotelhalle und überlegte, alle anderen Sorgen vor sich wegschiebend, nur die Rettungsmöglichkeiten Dietens. Alle guten Instinkte, die in ihm waren, wurden wach, wenn er an die Frau dachte, die er Heliopoulos ausliefern sollte. Wenn Dieten sich entschließen könnte, mit ihm nach Südamerika oder sonstwohin auszuwandern, wäre es ein Kinderspiel, Heliopoulos nicht zu gehorchen, aber er fühlte genau, daß Dieten diesen Ausweg verschmähen würde. Eine zweite Möglichkeit lag bei Mira, die so viel Macht über Heliopoulos hatte, daß sie Dieten retten konnte, wenn sie wollte. Aber würde sie wollen? Es war mehr als zweifelhaft. Keridan ging so weit, daß er einen Augenblick lang sogar an Hollbruch dachte, aber diese Idee erschien ihm so sentimental, daß er sie gleich wieder verwarf.

Nach zwei Stunden mußte Keridan resigniert zugeben, daß er keinen Ausweg gefunden hatte. Das einzige, was er tun konnte, war, Dieten zu warnen, aber was half ihr seine Warnung? Er stand seufzend auf und beschloß, zu ihr zu gehen. Niemals, so weit er sich erinnerte, war ihm ein Weg schwerer gefallen als dieser.

Dieten empfing ihn mit einem unbekümmerten, fast fröhlichen Gesicht.

„Nun, was haben Sie sich ausgedacht, Herr Keridan?"

„Sie sind so guter Laune, Frau Hollbruch."

„Sie sagen das vorwurfsvoll. Soll ich lieber weinen?"

„Ich bringe keine angenehmen Nachrichten, Frau Hollbruch."

Sie wurde unruhig.

„Los, Herr Keridan! Schlechte Nachrichten müssen schnell erzählt werden."

Keridan holte tief Atem.

„Die Herren Heliopoulos und Marbarak verlangen, daß Sie als Pfand bei ihnen bleiben, bis Ihr Mann das Geld zurückbringt."

Sie sah ihm prüfend in die Augen.

„Wie stellen sich das die Herren vor?"

„Sie sollen als Privatsekretärin des Herrn Heliopoulos tätig sein und in seinem Hause wohnen."

„Ich verstehe." Sie suchte wieder seinen Blick. „Raten Sie mir, diese Stellung anzunehmen, Herr Keridan?"

„Ich finde keinen Ausweg", antwortete er gequält. „Das heißt, es gibt einen Ausweg, aber ich weiß nicht —"

„Sprechen Sie doch."

„Wenn Sie mit mir nach Südamerika gehen wollten —"

„Nein."

„Sie müssen mich nicht heiraten, Frau Hollbruch."

Sie schüttelte den Kopf.

„Jetzt ist es zu spät, Herr Keridan."

Sein Gesicht wurde hart.

„Dann müssen Sie zu Herrn Heliopoulos gehen."

„Ich muß?"

„Ich kann Sie natürlich nicht zwingen, Frau Hollbruch, aber ich erinnere Sie daran, daß Sie sich selber aus freien Stücken erboten haben, bei meinen Gläubigern als Pfand zu bleiben."

„Das stimmt, aber ich ziehe mein Wort zurück."

„Warum?"

„Ich habe kein Vertrauen mehr zu Ihnen, Herr Keridan." Er schwieg. „Was ist hier los? Wollen Sie mir die Wahrheit sagen?"

„Ich habe Sie niemals belogen, Frau Hollbruch."

Sie machte ein ungläubiges Gesicht.

„Hatten Sie mir nicht erzählt, um nur ein Beispiel anzuführen, daß Ihre Gläubiger Schweizer Herren sind? Die Herren Heliopoulos und Marbarak machen nicht den Eindruck von Schweizern."

„Dennoch sind sie Schweizer, naturalisierte Schweizer."

„Aber das ist schließlich gleichgültig, denn ich denke nicht daran, als Privatsekretärin des Herrn Heliopoulos tätig zu sein."

Sein Mund zuckte.

„Das sollen Sie auch nicht, Frau Hollbruch. Ich habe nur die Verpflichtung übernommen, Sie heute nachmittag zu Herrn Heliopoulos zu begleiten."

„Und wenn ich mich weigere, mit Ihnen zu gehen?"

„Dann bin ich verloren. Wenn Sie mitkommen, gewinne ich eine Atempause und kann mich vielleicht retten."

„Das können Sie nicht von mir verlangen, Herr Keridan."

Er sah sie an und antwortete mit einer Stimme, die plötzlich klar und hell geworden war:

„O ja, Frau Hollbruch, das kann ich von Ihnen verlangen. Sie vergessen, daß Sie mich unglücklich gemacht und meine Existenz vernichtet haben. Sie vergessen, daß ich mich Ihnen gegenüber so korrekt benommen habe, wie der vollkommenste Gentleman."

Dieser Vorwurf brachte Dieten aus dem Gleichgewicht. Was immer auch Keridan begangen haben mochte, das eine stand fest und war nicht auszulöschen, daß er sie, die in seiner Gewalt und opferbereit gewesen war, geschont hatte. Niemals hätte sie zu ihrem Mann zurückkehren können, wenn Keridan seine Macht ausgenützt hätte.

„Jetzt erbitte ich von Ihnen", fuhr Keridan fort, „einen kleinen Dienst, einen letzten Dienst, der mich vielleicht retten kann, und Sie weigern sich. Sie dürfen mir glauben, Frau Hollbruch, auch wenn Sie mir sonst nichts glauben, daß ich mich tief verachte, weil ich Sie bitten muß, diesen Weg für mich zu machen."

„Sie haben recht, mich daran zu erinnern, was ich Ihnen schuldig bin", antwortete sie voll Bitterkeit. „Man muß alles im Leben bezahlen. Was habe ich zu tun, Herr Keridan?"

Er wußte nicht, ob er sich freuen oder beklagen sollte.

„Ich möchte Sie bitten, mit mir zu Herrn Heliopoulos zu fahren."

„Das ist alles?"

„Das ist sehr viel, Frau Hollbruch."

„Ich darf Herrn Heliopoulos sagen, daß ich auf die Stellung, die er mir anbietet, verzichte?"

„Sie können sagen, was Ihnen vorteilhaft erscheint, Frau Hollbruch." In seinen Augen flackerte Angst um Dieten. „Die Hauptsache ist, daß es Ihnen gelingt, das Haus des Herrn Heliopoulos so schnell wie möglich wieder zu verlassen."

„Ist das so wichtig?"

„Herr Heliopoulos ist ein Mann, der seinen Willen durchzusetzen versteht. Sie dürfen sich unter gar keinen Umständen dazu überreden lassen, in seinem Haus zu übernachten."

„Das kommt nicht in Frage."

„Ich bitte Sie ferner, keine Zigarette zu rauchen, die Heliopoulos Ihnen anbietet, und nichts in seinem Hause zu trinken."

Dieten begann zu lachen.

„Sie tun gerade so, Herr Keridan, als ob Sie die Absicht hätten, mich in das Haus eines schweren Verbrechers zu führen."

„Heliopoulos ist gefährlich, wenn es sich um Frauen handelt."

Sie schüttelte den Kopf.

„Er ist nicht gefährlich." Sie war jetzt, da sie die Rückkehr zu ihrem Mann vor Augen hatte, ihrer so sicher geworden, daß sie zu sagen wagte:

„Sie sind gefährlich gewesen, Herr Keridan."

Er errötete wie ein Knabe.

„Ich bitte Sie inständig, Frau Hollbruch, meine Warnungen zu beherzigen."

„Sie brauchen keine Sorge um mich zu haben, Herr Keridan. Ich fürchte mich nicht vor Schweizer Radio-Fabrikanten. Herr Heliopoulos ist doch Radio-Fabrikant?"

„Ja."

„Und er haust wohl nicht in einem einsamen Blaubart-Schloß, sondern in einer friedlichen und netten Pariser Villa?"

„Ja", erwiderte er bedrückt.

„Dann ist alles in Ordnung. Sie scheinen Ihren Geschäftsfreunden gegenüber sehr mißtrauisch zu sein, Herr Keridan?" Er gab keine Antwort. „Und was habe ich nach dem Besuch bei Herrn Heliopoulos zu tun?"

„Nichts mehr, Frau Hollbruch", er schluckte schwer. „Dann sind Sie frei. Dann können Sie machen, was Sie wollen."

„Fein. Danke, Herr Keridan. Dann werde ich heute abend abreisen."

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Die „unsichtbare" Mehrheit.

In Neuenburg tagte die Geschäftsleitung der schweizerischen Freisinnigen. Sie nahm mit Befriedigung Kenntnis von der Annahme des Strafgesetzbuches. Das versteht man. Denn mit diesem einheitlichen Strafrecht wurde eines der freisinnigen Postulate erfüllt, das gewissermaßen zum Programm der führenden Staatspartei unseres vergangenen Jahrhunderts gehörte. Man könnte sagen: Der letzte Programmpunkt ging in Erfüllung. Was ließe sich noch vereinheitlichen, ohne auf den Widerstand der kantonalen Souveränität zu stoßen? Die Sorgen des Freisinns von heute und morgen sind total andere, als sie im „liberalen Bekenntnis" vorgesehen sind. Wirtschaftskrisen, Arbeitslosennot, Zweifel über die richtige Handhabung der Staatsfinanzen, über die Grenzen staatlicher Einmischung in die private Wirtschaft . . . alles scheint aus einem ganz neuen Zeitalter zu stammen, das mit Bekenntnis zu Freiheit, Demokratie, Vaterland, Landesverteidigung sich nicht bewältigen lassen will, ebensowenig mit den Garantien für freie Religionsübung, Freiheit der Rede, der Schrift usw. Es gilt überhaupt, Probleme als solche zu erfassen, über die man lange nicht so eindringlich nachgedacht, wie über die alten Ideale des freien Volksstaates, in welchem der Einzelne mit gehörigem Fleiß als frei Wirtschaftender leben und das Ganze gerade dadurch gedeihen konnte

Die Freisinnigen müßten konstatieren, daß die mitregierende Partei, die der katholisch-konservativen, den Kurs seit Jahren eher belastet als fördert. Und daß im Bunde mit ihr sich der neue Weg schwer finden, die Probleme sich nicht verstehen lassen. Die K. K.-Partei drückt in den Räten einfach nach rechts, ihre Wählerschaft bleibt bei allen eidgenössischen Entscheiden negativ. Die Wehrvorlage . . . wären nicht die Gewerkschaften gewesen, würde durch die k. k.-Wählerschaft gefallen sein. Die Wehranleihe zeigte die „katholisch-föderalistischen" Kantone am Schwanz, die sogenannten „roten" an der Spitze. Das Strafgesetz . . . wo wäre der Sieg geblieben ohne die sogenannten „rot" Stimmenden.

Es gibt eine unsichtbare Linksmehrheit in der Schweiz. Sie setzt sich zusammen aus der Opposition, die nicht an der Regierung beteiligt wird, aus dem Bundesrat, der seinem Parlament Gesetze vorlegt und sie mit Hilfe der Hälfte seiner Anhänger und der Opposition durchbringt, und aus dem fortschrittlichen Bürgertum, das von Fall zu Fall anders abzugrenzen ist.

Irgendwie muß den Freisinnigen in Neuenburg die Existenz dieser seit langem funktionierenden unsichtbaren Mehrheit bewußt geworden sein. Eine Resolution über die Finanzreform, welche vom Bundesrat rasch eine neue Vorlage fordert, die „auf dem Boden der Volksbefragung" bleiben soll, verrät dies. Es ängstigt den Freisinn, daß der Bundesrat eine neue dreijährige Periode des „Fiskalnotrechts" ankündigt. Die oberste Landesbehörde (gesetzlich nur die zweitoberste), soll sich nicht mehr um den normalen Weg drücken!

Wie viel leichter ginge alles, wenn die „unsichtbare" in eine „sichtbare" Mehrheit umgewandelt würde!

Evian, Reims, Sokolfest und anderes.

In Evian tagt eine „Flüchtlingskonferenz", die beschließen soll, was die verschiedenen Staaten mit den vertriebenen Deutschen und Oesterreichern anzufangen haben. Südamerikaner und Nordamerikaner wollen sich der Juden annehmen, Demokraten aus aller Welt zeigen sich besorgt über die Folgen einer neuen Praxis im nationalen Rechtsleben, die vor zwei Dutzend Jahren noch undenkbar geschienen: Ueber die Folgen der Ausbürgerungen. Wohin sollen wir kommen, wenn das so weitergeht? Wird das geplante Flüchtlingsamt helfen können? Gibt es vielleicht dem Dritten Reiche einen Anstoß zu milderem Verhalten? Oder werden die deutschen Machthaber wenigstens die Ausreisebedingungen für Juden und politische Gegner erleichtern, wenn sie sehen, daß den Leuten anderswo Platz geschaffen wird?

Wir fürchten, daß dies nicht der Fall sei. Die österreichischen Juden hoffen zwar, man werde sie mit 20 % ihres Vermögens ziehen lassen, und wenigstens ein Teil der Viertelmillion, die in Wien und den andern Städten des Landes überflüssig geworden, werde das neue furchtbare Aegypten verlassen und ihr Kanaan erreichen können. Allein es steht nichts sicher. Die Schwarzseher erwarten viel eher verschärfte Verfolgungen. Und eine wahnwitzige Vision taucht in den Zeitungen auf: Man werde die Juden in Arbeitslager zusammentreiben und zur Fron für die Aufrüstung zwingen; zum Straßen- und Kanalbau würden sie gut genug sein, und sollte der Krieg ausbrechen, würden sie für entsprechende Arbeit sehr dienen. Dabei ließe sich hoffen, daß die alte Generation rasch sterben und eine junge nur noch in beschränktem Umfange nachwachsen werde.

Wenn der Krieg kommt, haben die deutschen Juden sicherlich noch weniger zu lachen als heute. Göring, der Diktator des Vierjahresplanes, wird kaum für Juden Nahrungsmittel importieren wollen . . . zuerst müssen die Arier satt sein, und langt's nicht, dann geschehe mit den Juden, was da wolle!

Ja, wenn der Krieg kommen sollte! Die Franzosen haben in der wiederhergestellten Stadt Reims ihre Kathedrale eingeweiht, die der letzte Krieg zerstört hatte. Was war das für ein Geschrei damals, und welche Empörung löste das Zusammenschießen des gotischen Bauwerkes durch die deutsche Artillerie aus! Und heute? In Spanien sind alle Kirchen in der Frontgegend Munitionsdepot und natürliche Forts, und die Bomben fallen, wo sie wollen. Keine Weltmeinung vermag mehr aufzuflammen und den Einsatz zur Rettung der Kultur zu erzwingen. Wieder hat die Francoarmee einen Sieg errungen, ein Städtchen namens Nules nahe der Küste liegt regelrecht atomisiert da, samt Kirchen und Kapellen, die Sierra Espadan fällt, der Angriff gegen Sagunt beginnt, und General Miaja verkündet, Valencia, das nur 30 km hinter Sagunt liegt, werde sich als zweites Madrid erweisen.

Es wird kaum möglich sein, diese Prophezeiung wahr zu machen. Valencia liegt zu nahe am Meer. Italienische U-Boote werden zur Flotte Francos abkommandiert und deuten an, daß mit dem Landangriff, wie bei Nules, ein Angriff der Flotte verbunden werden soll. Valencia steht in unmittelbarer Gefahr, der Angriff auf Sagunt ist schon eingeleitet. Die „Römer" werden es, wie in antiker Zeit, zerstören, und die Geschichte wird einen zweiten Bericht von der heldenhaften Verteidigung schreiben . . . aber „nichts kann Sagunt retten". Und wenn Valencia bestürmt und genommen wird, rückt der Tag des Triumphes für Mussolini heran. Frankreich und die Tschechei mögen sich vorsehen . . .